

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 131 — Bromberg, den 10. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bürgerstochter und Vagantin.

Es war an einem glühend heißen Nachmittag gegen Ende August. Der Goldschmied Lossius war nach beendetem Mittagsschlaf in seine Werkstatt im Erdgeschoß des Hauses hinuntergegangen, hatte dort noch einige Anordnungen getroffen und dann das Haus verlassen, um eine geschäftliche Besorgung in der Stadt zu machen. So war Gertrude Lossius mit der Magd allein in der Wohnung.

Die junge Goldschmiedstochter saß in einem Lehnstuhl am offenen Fenster und blickte verträumt in die dichten Baumwipfel, die über die grell besonnte Gartenmauer des gegenüberliegenden Grundstückes hervorragten.

Der schöne, sonnige Tag stimmte Gertrude Lossius besonders melancholisch. Bei solchem Wetter empfand sie die Eintönigkeit ihres Daseins und den Aufenthalt in dem stillen Hause besonders drückend. Sie träumte sich dann hinaus in die weite Welt, — in ein buntes Leben, voll von Festen und großen Ereignissen, sah sich umgeben von einer vornehmen internationalen Gesellschaft, von adligen Kavalieren und weitgereisten Abenteurern.

Der phantastische Zug der Zeit hatte auch sie gänzlich ergriffen und in ihrem Kopfe die Vorstellung entstehen lassen: Es rausche irgendwo da draußen das eigentliche Leben vorbei, wie ein glitzernder Strom von Freude — während sie, die sich für die leichtlebige und elegante große Welt wie geschaffen wähnte, ihre schönsten Jahre in dieser Stadt und in Gesellschaft von kleinen Bürgern mit engstem Gesichtskreis vertrauern müsse. Und die Lektüre französischer Abenteurer-, Helden- und Schäfer-Romane verwirrte mit ihrem schlüpfrigen Schwulst noch vollends die Phantasie der sich unverstanden fühlenden Bürgerstochter. Das Paradies auf Erden schien ihr Paris zu sein, und ihre Sehnsucht, einmal dorthin zu gelangen, vermochte die sonst so träge und zu jeder anstrengenden geistigen Tätigkeit Unlustige sogar dazu, sich dem Studium der französischen Sprache mit wahrem Feuereifer hinzugeben.

Ihre Hoffnung, alle ihre ehrgeizigen und eitlen Ziele dadurch zu erreichen, daß sie die Liebe des Grafen Lewenborg gewänne, war der Verwirklichung noch keinen Schritt nähergerückt, obgleich nun schon dreiviertel Jahre vergangen waren, seit der Obrist im väterlichen Hause Quartier genommen. Zwar hatten sich seine Beziehungen zu ihr und zu ihrem Vater in dieser Zeit recht angenehm gestaltet, aber nie hatte der Graf ihr gegenüber die Grenzen harmloser Freundlichkeit überschritten. Ja, er schien es überhaupt nicht zu bemerken, wenn sie manchmal, wie unwillkürlich, seinen Arm streifte oder wenn sie ihm ihre heißesten und verlockendsten Blicke zuwarf.

Einmal, als er ihr und dem Vater ein altes Buch mit schönen Kupfern zeigte, das er in der Stadt erstanden, hatte sie sich so dicht neben ihm über die Bilder gebeugt, daß ihre Wange die seine fast streifte. Aber er hatte nicht die geringste innere Erregung verraten, sondern seinen Kopf unbeweglich gehalten — nicht ihr entgegen und nicht von ihr fortgeneigt — und mit ruhiger Stimme weiter über die Bilder gesprochen.

Die Anfertigung des Armbandes aus Barbaras Haaren hatte damals nur eine Woche in Anspruch genommen. Das Schmuckstück war sehr schön ausgefallen, und der Graf trug es seitdem stets an seinem linken Handgelenk. Das bestärkte Gertrude Lossius in der Annahme, daß er eine Geliebte habe und daß nur diese ihren Plänen im Wege stehe. Sie hatte dann öfters versucht, durch Anspielungen auf das eigenartige Schmuckstück etwas über diese Unbekannte aus dem Grafen herauszulocken. Doch der war solchen Anspielungen gegenüber völlig taub geblieben.

Trotz allen diesen Mißerfolgen war Gertrude Lossius entschlossen, ihre Bemühungen um die Gunst des Grafen fortzusetzen; und auch in ihren sehnsüchtigen Träumereien an diesem Augustnachmittag sah sie sich im Geiste als Gräfin Gertrude Lewenborg.

Der Eintritt der Magd riß sie aus ihren Gedanken.

„Es ist eine junge Dirne an der Tür, die mit dem Herrn Grafen zu reden wünscht," meldete die Dienerin.

„Nun und —?" fragte Gertrude gleichgültig. „Hast du ihr denn nicht gesagt, daß der Graf seit drei Tagen verreist ist und vor sechs Wochen nicht zurück sein wird?"

„Nein."

„So geh' doch und sag's ihr!"

Die Magd wendete sich wieder der Tür zu, zögerte aber zu gehen und sagte: „Ich dachte, Fräulein, Ihr würdet Euch die Dirne auch betrachten wollen. Sie ist eine Fremde und sieht gar sonderbar aus. Sie hat ein Gesicht so gelb wie Safran und Augen wie ein Paar Kohlen. Und auf der Schulter hockt ihr ein großer, schwarzer Kater mit Augen so grün wie Smaragde."

Gertrude Lossius hatte gespannt aufgehorcht. Doch tat sie schnell wieder gleichgültig und erwiderte mit einem gelangweilten Ausdruck: „Nun, meinetwegen, führ' sie zu mir!"

Wenige Augenblicke später erschien Barbara auf der Schwelle. Sie sah nach ihrer Kleidung aus wie ein Landmädchen. Um ihren Kopf hatte sie, der Hitze wegen, ein dunkelgrünes Tuch gebunden, das bis an die dichten schwarzen Brauen in die Stirn hinabgezogen war und ihr Haar vollkommen verdeckte. Amazeroth, der Kater, war ihr wie ein Hund gefolgt und blieb, zugleich mit ihr und dicht an sie geschmiegt, auf der Schwelle stehen.

Es war das erstemal in ihrem Leben, daß Barbara den Wohnraum eines wohlhabenden Bürgerhauses betrat, und sie konnte kaum ihre neugierigen Blicke zügeln; so prächtig und heimisch zugleich kam ihr die Einrichtung des Zimmers vor.

„Du willst zu dem Herrn Grafen, wie mir die Magd sagte?" eröffnete Gertrude das Gespräch.

„So ist es, Fräulein!" gab Barbara ruhig zurück, aber ihre Augen prüften dabei scharf die Züge der Fragenden.

„Woher kommst du denn?" examinierte Gertrude etwas von oben herab.

„Von weit her," erwiderte Barbara ausweichend.

„Das sagt wenig."

„Und viel. Ich kann Euch unmöglich aufzählen, wo ich in meinem Leben überall gewesen bin. Es würde Abend werden, bis ich damit zu Ende käme."

Der Goldschmiedstochter wurde beim Anblick des seltsamen Mädchens und bei ihren rätselhaften Worten ein wenig unheimlich zumute. Aber zugleich hatte sie das bestimmte Gefühl, daß hier irgendein Geheimnis walte, das zu lüften für sie wichtig sei.

„Du kennst wohl den Grafen?" fragte sie weiter.

„O ja! Ich kenne ihn, den schwedischen Obristen Herrn Harald Graf Lewenborg!"

Eine stolze Freude hatte aus diesen Worten geklungen. Und da die Goldschmiedstochter, etwas verblüfft von diesem Ton, nicht gleich weiterfragte, fuhr Barbara fort:

„Ich bitte Euch sehr, Fräulein, führt mich sogleich zu ihm! Ich muß ihn sehen!"

„Das kann ich mit dem besten Willen nicht, Kind," erwiderte Gertrude. „Der Graf ist nicht in Erfurt. Er ist nach Nürnberg gereist zum Pfalzgrafen Carl Gustav."

„Und kommt nicht zurück?" Ganz bestürzt hatte es Barbara hervorgestoßen.

„Gewiß kommt er zurück, — aber erst im Oktober. Am 25. September findet in Nürnberg ein großes Festmahl statt, zur Feier, daß der Friede nun endlich ratifiziert ist. Dazu hat der Pfalzgraf alle hohen Offiziere beider Parteien geladen, — und natürlich auch den Grafen Lewenborg."

„So werde ich in Erfurt bleiben, bis er zurückkehrt — Ich danke Euch, Fräulein!" Barbara machte einen Knicks und wollte sich zum Gehen wenden.

Aber Gertrude Lossius hielt sie zurück. Zwar kam ihr nicht im entferntesten der Gedanke, daß dieses fremdartige Landmädchen etwa die Unbekannte sein könnte, auf die eifersüchtig zu sein sie Grund zu haben glaubte. Aber vielleicht war von diesem Mädchen zu erfahren, was sie über die Geliebte des Grafen zu wissen wünschte.

„Komm', Kind, setz' dich ein wenig zu mir!" sagte sie nun freundlich. „Du hast wohl einen langen Marsch hinter dir, denn du trägst ja die ganze Landstraße an Schuhen und Kleidern. — Ruhe dich erst aus und erfrische dich ein wenig!"

Zögernd folgte Barbara der Aufforderung, und Gertrude rief der Magd, damit sie zu essen und trinken bringe.

Dann begann die Goldschmiedstochter, Barbara von neuem auszufragen.

„Woher kennst du denn den Grafen?"

„Aus dem Kriege?"

„Du warst im Kriege?"

„Nur im Kriege, seit ich denken kann. Meine Eltern waren Marketendersleute; aber sie leben nicht mehr."

„Nun bist du ganz allein? Hast du niemanden sonst?"

„Nur meinen Kater und —" Barbara hielt, von einem ihr selbst unerklärlichen Mißtrauen bewogen, einen Augenblick inne und sagte dann leise: „Ja, ihn!" — wobei es zweifelhaft blieb, ob sie wieder den Kater meinte oder ein anderes lebendes Wesen.

Gertrude Lossius hielt es für schlauer, ihre Teilnahme an der Person des Grafen nicht zu deutlich zu zeigen, sondern auf Umwegen zu ihrem Ziel zu gelangen.

„Wenn du dein ganzes Leben im Kriege verbracht hast, so mußt du viel gesehen haben von dem schönen und wilden Leben da draußen. Wie ich dich darum beneide!"

Mit unverhohlenem Erstaunen blickte die Gauklerin auf die Bürgerstochter. Dann aber lächelte sie und meinte: „Ihr wollt mit mir scherzen, Fräulein!"

„Ich denke nicht an Scherz! Glaubst du, es macht Spaß, Jahr um Jahr in dieser langweiligen Stadt und in diesem Hause bei meinem alten Vater zu sitzen, — nichts zu erleben, — sich in allem Tun und Lassen nach den altfränkischen Anschauungen der guten Erfurter Bürger, nach den Grundsätzen von Gevatter Schneider und Küfer richten zu müssen! — Du hast, wenn du wirklich so weit herumgekommen bist, wie du sagst, das Leben, das wirkliche Leben gesehen, — mit seinen Abenteuern und Taten, mit Genüssen und Leidenschaften, mit Freiheit und Liebeslust."

Gertrude Lossius war bei diesen Worten in eine fast trunkene Erregung geraten. Barbara aber starrte das Bürgermädchen an, als ob es den Verstand verloren habe. Dann sagte sie ernst und bitter:

„Fräulein, versündigt Euch nicht durch Undankbarkeit gegen Gott. Ihr habt das Beste, das Herrlichste, was es auf der Welt gibt: eine Heimat! Ihr habt einen Vater, der Euch liebt, Euch kleidet und Wohnung gibt, — Ihr habt ein Dach, das Euch schützt, ein Bett, in dem Ihr sanft und ungefährdet schlaft. Oh, wißt Ihr denn nicht, was das bedeutet? — Ja, Ihr habt recht, wenn Ihr sagt, daß ich viel von dem Leben da draußen gesehen haben müßte. Aber was Ihr Abenteuer und Leidenschaft heißt, das sind Blut und Qualen, — was Ihr Genüsse nennt, Völlerei und Sünde — was Ihr Freiheit wähnet, Zügellosigkeit und Gewalt. Und was Ihr Euch unter Liebeslust vorstellt — ach, das ist der jämmerlichste Schmutz auf dieser Erde! — Die Liebe aber, die wirkliche Liebe, — das ist, was Ihr genießt, hier in Eurem Heim, bei denen, die Euch betreuen und zu Euch gehören. Danket Gott für diese Liebe täglich auf den Knien!"

Halb ärgerlich, daß diese blutjunge, fremde Dirne es wagte, ihr gute Lehren zu geben, — halb betroffen über den tiefen Ernst, der aus Barbaras Worten gesprochen, schwieg Gertrude Lossius ein paar Augenblicke. Dann kam die Magd mit einem Glas frischer Milch und einem Teller Gebäck und setzte beides vor Barbara hin. Als sie das Zimmer wieder verlassen hatte, sagte Gertrude mit erzwungener Freundlichkeit:

„Nun iß und trink, Kind, und mache es dir bequem. — Und dann wollen wir einmal überlegen, wo du unterkommen könntest."

Während sie dies sagte, fiel ihr ein, daß sie am ehesten etwas von der Fremden erfahren könne, wenn sie sie einige Zeit im Hause behielt, und sie fuhr fort: „Ich könnte wohl für unsere Magd noch eine Hilfe brauchen. Und wenn du ihr bei der Arbeit zur Hand gehen willst, kannst du fürs erste hier im Hause bleiben."

Während Gertrude Lossius sprach, hatte Barbara begonnen, den Knoten ihres Kopftuches zu lösen, um die angenehme Kühle des Zimmers besser zu genießen. Bei den letzten Worten der Goldschmiedstochter war eine leichte Röte in ihr Gesicht gestiegen, und noch mit den Fingern an dem festen Knoten nestelnd, erwiderte sie nun:

„Ich danke Euch recht sehr, Fräulein, für Eure Freundlichkeit. Doch ich kann Eure Güte nicht annehmen, weil es mir unmöglich ist, Magddienste zu leisten. Lacht ruhig über meinen Bettelstolz! Aber wenn ich auch arm und heimatlos bin, — ich habe nie gedient und... kurz, ich kann es nicht!"

In dem Augenblick, in dem Barbara diese Worte sprach, nahm sie das gelöste Tuch von ihrem Kopf, und ihre kupferfarbene Mähne fiel ihr in dichten Locken auf die Schultern.

Mit einem leisen Schrei sprang Gertrude Lossius von ihrem Sessel empor und starrte die Gauklerin an, als sei ihr ein Geist erschienen:

Nun wußte sie, aus welchen Haaren das Armband des Grafen Lewenborg gemacht war!

Barbara nahm dieses Gebaren der Goldschmiedstochter für Entrüstung über ihre Dienstverweigerung. Sie bewahrte ihre Ruhe und meinte gleichmütig:

„Dachte ich mir's doch, daß Euch meine Offenheit verdrießen würde. Aber ich mag nicht anders reden, als ich denke."

Schnell hatte sich Gertrude gefaßt und sagte mit einem Versuch zu lächeln: „Gewiß, ich war ein wenig erstaunt über solchen eigenartigen Stolz. Doch wenn ich mir überlege, muß ich dir beistimmen und — dich sogar bewundern. — Und nun siehst du auch, wie recht ich hatte, als ich dich vorhin wegen deiner Freiheit beneidete!"

Barbara dachte, wie es ihre Art war, ganz ernstlich nach, ehe sie erwiderte: „Ich glaube nicht, daß meine Weigerung etwas mit meinem bisherigen Leben zu schaffen hat. Habe ich doch Tausende von Menschen kennengelernt, die, wie ich, immer bei den Armeen gelebt, und sich nicht scheuten, für die gemeinen Soldaten die niedrigsten Dienste zu verrichten."

Gertrude zuckte die Achseln und sagte dann wie beiläufig: „Was für selten rotes Haar du hast! Nur einmal

habe ich solches Haar gesehen, — eine Strähne solchen Haares. Und wenn mich nicht alles täuscht, so muß es eben von deinem Haar gewesen sein. — Ist das wohl möglich?"

Wie einen heißen Strom fühlte Barbara das Blut durch ihr Herz, und sie mußte sich Gewalt antun, um ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben: „Wie soll ich das wissen, Fräulein! Wo saht Ihr denn diese Strähne roten Haares?"

„Das will ich dir erzählen. Aber greif' doch zu, Kind, und stärke dich!"

„Ja, nachher," wehrte Barbara. „Sprecht erst — wo saht Ihr diese Strähne?"

„Beim Grafen Lewenborg."

„Trug er's ums Handgelenk gebunden?" — Nun hatte sie es nicht mehr hindern können, daß ein ungeduldiges Zittern aus ihrer Stimme klang.

Gertrude Lossius tat, als merke sie nichts von der Erregung des Mädchens.

„Ums Handgelenk?" fragte sie mit gut gespieltem Erstaunen. „Seit wann trägt man eine Haarsträhne ums Handgelenk? — Nein, die Sache war so: Eines Tages — es ist noch gar nicht lange her — kramte der Graf ein wenig in seinem Gepäck, um einmal wieder Ordnung zu schaffen und Unnötiges abzustoßen, — und ich half ihm dabei, weil er mich gern um sich hat. Da fand er unter vielem Kram auch ein kleines Päcklein. Er wickelte es auf und sah verwundert auf eine Strähne kupferroten Haares. Ich fragte, was das sei. Da erinnerte er sich lächelnd und sagte..."

„Warum zögert Ihr? Sprecht doch!" drängte Barbara atemlos.

„Ich zögerte," gab Gertrud zurück, „weil ich nun meinte, daß es wohl doch nicht von deinem Haar gewesen ist, denn du bist doch ein sauberes, gesittetes Kind, und das würde sich schlecht zusammenreimen mit dem, was der Graf sagte."

„Doch, doch, — es war von meinem Haar! Redet, ich bitte Euch, Fräulein!"

„Nein, Kind, ich habe mich sicher getäuscht. Von dir würde der Graf das nicht gesagt haben: „Eine schmutzige, landstreichende, kleine Betteldirne gab mir einst dieses Angebinde." Und dabei lachte er verächtlich und..."

„Und?" Zitternd stand Barbara vor dem Bürgermädchen.

„— und warf die Haarsträhne mit anderem alten Kram ins Feuer."

Wie von einem Schlage getroffen taumelte Barbara aufstöhnend zurück und bedeckte das plötzlich vor Schmerz und Scham erglühende Gesicht mit den Händen.

Der Kater mochte fühlen, daß seiner Herrin ein Leid geschah, denn er schmiegte sich schmeichelnd und schnurrend an sie, als ob er sie trösten wolle. Gertrude Lossius aber war so bestürzt von dieser Wirkung ihrer Worte, daß sie durchaus nicht zu heucheln brauchte, als sie nun auf Barbara zutrat und den Arm um ihre Schultern legte.

„Was ist dir, Kind? Du bist sicher in einem Irrtum! Komm, beruhige dich und..."

Sie brach aufschreiend ab und sprang erschreckt zurück, denn der Kater war mit einem wütenden Laut auf sie losgefahren.

„Hierher, Amazeroth!" rief Barbara mit halberstickter Stimme, und das Tier sprang gehorsam mit einem mächtigen Satz auf ihre Schulter.

„Verzeiht, Fräulein, — und nehmt Dank, daß Ihr so freundlich zu mir wart," stieß Barbara noch mühsam hervor. Und dann rannte sie, wie von den bösen Geistern verfolgt, zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter und aus dem Hause.

Gertrude Lossius rief ihr nach, daß sie doch bleiben solle. Und da Barbara nicht auf sie hörte, machte sie Miene, ihr zu folgen. Doch dann besann sie sich anders, ließ sich wieder in ihren Sessel am Fenster sinken und grübelte mit gerunzelter Stirn vor sich hin.

Allmählich aber erhellten sich ihre Züge wieder, und endlich sagte sie, leise und spöttisch vor sich hinlächelnd:

„Du also bist das Liebchen des Grafen Harald Lewenborg, das er nicht vergessen will! — Lauf nur, lauf, und komm nicht wieder! Ich werd' schon machen, daß er dich vergißt!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Kindertagen des Automobils

Von **Hermann Ulbrich-Hannibal.**

Die ersten Automobile wurden nach Frankreich verkauft. Dann erwarb sich auch ein Engländer ein Automobil. Als er aber damit durch die Straßen Londons fahren wollte, wurde er angehalten, abgeführt und ihm feierlich verkündet, daß er wider das Gesetz gesündigt habe. Endlich fand sich dann auch der erste deutsche Automobilkäufer ein. Aber nach einigen Tagen wurde der Kauf von dem Vater des Käufers für ungültig erklärt, da sein Sohn in der letzten Zeit nicht mehr normal gewesen sei und nicht für sein Handeln verantwortlich gemacht werden könne. Bald darauf wanderte der erste deutsche Automobilkäufer ins Irrenhaus.

Der zweite deutsche Automobilkäufer fühlte sich als Todeskandidat und wollte vor seinem Tode noch „das Höchste, was das Leben bietet, genießen". Er fuhr mit seinem Automobil dem Tode davon und wurde von dem Sensenmanne erst nach vielen Jahren eingeholt.

*

Einer der nächsten Autokäufer wollte ein württembergischer Posthalter sein. Er fuhr nach Mannheim, um sich das Mannheimer Wunder näher anzusehen und war begeistert. Als ihm dann aber das Andrehen des Automobils vorgeführt wurde, sagte er: „Ah! So ischt dös Ding! Ich hab' gemeint, man braucht nur auf einen Knopf zu drücken, dann lauft's." Heute hätte er nicht unverrichteter Sache umzukehren brauchen, heute ist das Ankurbeln abgekommen. Da braucht man nur auf einen Knopf zu drücken, „dann lauft's".

*

Carl Benz, der sich in seinen jungen Jahren das Ziel gesetzt hatte, ein selbstfahrendes Straßenfahrzeug ohne Pferde und ohne Schienen zu erschaffen, arbeitete in seiner Werkstatt. Es war der letzte Tag eines Jahres, nicht anders als andere Tage. Aber für Carl Benz doch ein Tag von großer Schicksalsschwere. Er hatte seine letzten Groschen in seine Versuche gesteckt, und wenn sie nun nicht zum Erfolg führten, mußte er sie überhaupt fallen lassen und erst wieder für den notdürftigen Lebensunterhalt sorgen.

Aber alle Versuche an seiner neuen Maschine blieben erfolglos. Es war ein trauriger Jahresabschluß. Die Sorge stand vor seiner Tür. Nach dem Nachtessen sagte seine Frau zu ihm: „Wir müssen doch noch einmal hinüber in die Werkstätte und unser Glück versuchen. In mir lockt etwas und läßt mir keine Ruhe." Carl Benz ging mit, obwohl er keine Hoffnung hatte. Als er aber dann den Motor andrehte, antwortete die Maschine „Tät, tät, tät" in gleichmäßigem, eintönigem Gesang. Und als dann die Sylvesterglocken von den Kirchtürmen Mannheims erklangen, läuteten sie das Zeitalter des Motors ein.

*

Der Rektor Wilhelm Launhardt hatte noch kürzlich seine Schüler auf dem Poytechnikum in Hannover gewarnt, sich mit den stets vergeblich gewesenen Versuchen zur Erfindung eines Automobils abzuplagen. Und nun wurde im Frühjahr des Jahres 1885 doch das erste Automobil der Welt gebaut. Aber die Menschen wollten von ihm nichts wissen. „Wie kann man sich in einen so unzuverlässigen, armseligen, lärmenden Maschinenkasten setzen, wo es doch genug Pferde gibt und die elegantesten Kutschen und Droschken obendrein", sagten die einen, während es die anderen für eine Spielerei hielten, die nichts ist und nichts wird, oder den Erbauer des Automobils bedauerten, er würde mit dieser verrückten Idee sein Geschäft ruinieren.

*

Obwohl nach einem Landtagsbeschluß das „Fahren mit elementarer Kraft" verboten war, hatte die Polizei schließlich eine Fahrgeschwindigkeit von sechs Kilometern in der Stadt und zwölf Kilometern außerhalb der Stadt erlaubt. Aber das war doch keine Geschwindigkeit für ein Automobil, dessen Tempo die Welt erobern sollte. Man lud daher die Herren vom Ministerium zu einer Probefahrt ein.

Vom Bahnhof ließ man die Herren durch einen Fahrmeister mit einer „Benzi-chaise" abholen und sie dann im sechs Kilometer-Tempo durch die Stadt fahren. Das war den Herren Ministerialräten eine große Freude, ohne Pferde durch die Stadt fahren zu können. Aber bald ging es ihnen viel zu langsam. Und als sich dann ein Milchmann anschickte, mit seinem Milchwagen das Automobil zu überholen, sagte einer der hohen Beamten zu dem Fahrmeister: „He, Sie! Können Sie denn nicht schneller fahren?" — „Können tu ich's schon", antwortete der Fahrmeister, „aber ich darf es nicht, es ist polizeilich verboten." — „Ei, was", erwiderte nun der Ministerialrat, „fahren Sie mal zu! Sonst fährt uns ja jede Milchkutsch vor."

Die Polizei hatte ihre eigenen Gesetze übertreten und dem Automobil das Tempo freigemacht.

•

Schärfer war die Polizei in München, wo das Automobil anläßlich der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung im Jahre 1888 vorgeführt werden sollte. Der Polizeihauptmann wollte dem Erbauer des Automobils keine Fahrterlaubnis erteilen, auch nicht, nachdem man wiederholt versichert hatte, daß jede Gefahr dabei ausgeschlossen sei. Doch redete man auf ihn ein: „Wollen Sie wirklich einer Erfindung, die der Menschheit ein neues Verkehrsmittel schenkt, den Weg versperren?" Nun erteilte der Beamte die inoffizielle Erlaubnis, zwei Stunden lang in den Straßen Münchens herumzufahren. Geschah also ein Unglück, so wußte der Polizeihauptmann nichts von einer Erlaubnis und zog Benz zur Rechenschaft. Aber obwohl sich das Auto „inoffiziell" seinen Weg bahnen mußte, brauchte die Behörde den Erbauer des Automobils nicht zur Rechenschaft zu ziehen.



Bunte Chronik

Wassergewinnung aus der Luft.

In unseren Breiten braucht man sich wegen der Wasserversorgung keine Gedanken zu machen. Flüsse, Quellen und Regen decken vollkommen den Bedarf. Es gibt aber weite Gebiete auf der Erde, wo die Verhältnisse weniger günstig liegen, in denen es monatelang nicht regnet und die auch sonst sehr wasserarm sind. Ein belgischer Ingenieur, Knapen, hat nun kürzlich ein Verfahren ersonnen, das es ermöglicht, in der Luft befindliches Wasser nutzbar zu machen. Es fällt nur deshalb nicht als Regen nieder, weil die Atmosphäre nicht genügend damit gesättigt ist. Knapen bedient sich zur Erreichung seines Zieles großer Kuppeln aus porösem Gestein. Durch schornsteinartige Öffnungen gewinnt die warme Luft Zutritt ins Innere, wo die Temperatur selbst bei starker äußerer Sonnenstrahlung stets niedrig bleibt. Das von der Warmluft mitgeführte Wasser schlägt sich an den kühlen Wänden nieder und rinnt nach unten. Die abgekühlte wasserfreie Atmosphäre sinkt ebenfalls auf den Boden und tritt durch die Poren der Wände wieder nach draußen, wodurch für neue warme Luft Platz gemacht wird. Obgleich die Kosten derartiger Anlagen keineswegs gering sind, dürften die erzielten Wassermengen doch so bedeutend sein, daß sie dort, wo das belebende Element anderweit nicht oder nur sehr schwer zu beschaffen ist, die Ausgaben lohnen.

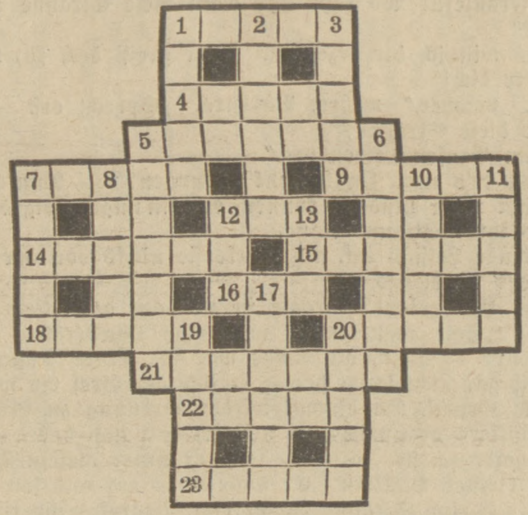
Modedamen am Pranger.

Das „Giornale d'Italia" hat die Namen einer italienischen Fürstin, einer Marchesa und zweier Gräfinnen „angeprangert" mit der Mitteilung, daß sie ihre Sommertoiletten in Paris gekauft hätten. Um jeden Irrtum auszuschalten, wurden in jedem Falle die Namen der Schneiderinnen beigefügt. Seitdem Turin in diesem Frühjahr zum nationalen Modezentrum Italiens erklärt worden ist, gilt es für unpatriotisch, wenn Frauen Kleider und Hüte auswärts kaufen. Immer wieder wird versichert, daß die Turiner Modeartikel mindestens eben so gut, ja noch besser seien als alle ausländischen Waren, da die italienischen Modekünstler ihren Schöpfungen noch eine besondere nationale Note verleihen, die die italienische Frauenschönheit hervorhebe.



Rätsel-Ecke

Kreuzwort-Rätsel.

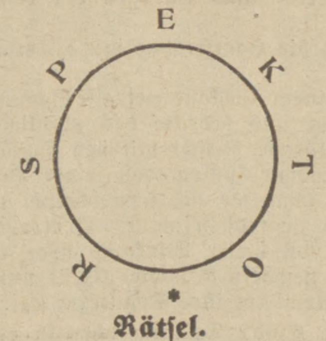


Waagerecht: 1. Bilderrätsel. — 4. Arzneitäfelchen. — 5. Schußwaffe. — 7. Heeresgruppe. — 9. Baumfrucht. — 12. indische Münze. — 14. Schneidegegenstand. — 15. portugiesische Inselgruppe im Atlantischen Ozean. — 16. Kennzeichen. — 18. alte deutsche Silbermünze. — 20. Mönchsgewand. — 21. Unsinn. — 22. Stadt in Thüringen. — 23. Schicksalsgöttin der nord. Mythologie.

Senkrecht: 1. indische Münze. — 2. nordamerikanische Hafenstadt. — 3. Tonleiter. — 5. Staat in Asien. — 6. Kirchenaufseher. — 7. Liebreiz. — 8. deutscher Fluß. — 10. größerer Baumbestand. — 11. Laubbaum. — 12. Körperteil. — 13. Raubfisch. — 17. schmackhafte Meermuschel. — 19. Heringsbrut. — 20. jugendliche männliche Person.

•

Scherz-Rätsel.



•

Rätsel.

Mit „i" schwankt sie im Winde,
Mit „o" hat's ihre Rinde,
Mit „a" schwankt sie im Meer —
Nun rate, 's ist nicht schwer!

•

Scherz-Rätsel.

W s R, LB, sch LD.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 126.

Zifferblatt-Rätsel:

= **Gerichtssaal.**

•

Figuren-Ausfüll-Rätsel:

Moser
Sprudel
Karpfen
Tropfen
é

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg